

Andreas Wollbold

„Trauert nicht wie die anderen!“

Anteilnahme und Glaubenszeugnis im Trauergespräch

C.S. Lewis verlor seine Frau durch Krebs. Sehr offen hat er später die Monate nach ihrem Tod geschildert. Einmal, so berichtet er, machte er es sich zum Programm, sich der Verstorbenen so oft wie möglich in froher Stimmung zuzuwenden:

„Ein bewundernswürdiges Programm. Nur leider nicht durchführbar. Heute Abend ist wieder die ganze Hölle frischer Trauer los; die rasenden Worte, der bittere Groll, das Flattern im Magen, der Alptraum vom Nichts, das Suhlen in Tränen. Denn in der Trauer läßt sich nichts ‚festnageln‘. Immer wieder taucht man aus einer Phase auf; aber sie kehrt immer wieder. Um und um. Alles wiederholt sich. Bewege ich mich im Kreis, oder darf ich hoffen, es sei eine Spirale? Und wenn eine Spirale, steigt sie oder fällt sie?“¹

Abseits des Programmierbaren zum Menschlichen vorzustoßen, in einem mit dem Sterben versöhnten Leben weise zu werden, das galt über Jahrzehnte einer erfolgsorientierten Zeit wie nichts. Tod und Trauer waren möglichst kurz und schmerzlos hinter sich zu bringen. Der Sinn des Trauerns konnte dann nur darin bestehen, gegen sie anzukämpfen: „Das Leben muß doch weitergehen.“ Doch das hat sich in den letzten Jahren fast schlagartig geändert. Es gehört sicher zu den ermutigenden Zeichen der Pastoral, daß die Begleitung Sterbender und Trauernder wieder viel an Aufmerksamkeit gewonnen hat, gerade auch bei jüngeren Ehrenamtlichen oder Seelsorgern, in der Hospizarbeit, in Kliniken, in Trauerseminaren, bei Hausbesuchen, in der Einzelbegleitung oder in informellen Formen der Zu-

wendung. Die Trauernden zu trösten wird als eines der großen Werke christlicher Zuwendung zum Nächsten neu entdeckt. Doch wie kann ein Christ hilfreich trösten?

Zwischen Anteilnahme und Heilszusage

Zuerst und zuletzt lebt jedes Trösten vom genauen, teilnehmenden Hinhören auf Winke und Zeichen des anderen. Nur so wird aus einem Jedermanns-Abschied eine unverwechselbare Geschichte, ja, wie sich dann bald herausstellt, ein gerade bei kleinen Leuten oft faszinierendes Geflecht von Schicksalsschlägen, von Tapferkeit, gewiß auch ein wenig von List und von Stolz darauf, bei allem nicht untergegangen zu sein. Ich denke etwa an eine Polin, die in der Ehe mit einem Deutschen manches durchgemacht hat. Aber dann auf einmal leuchten ihre Augen: „Und er war doch meine einzige Liebe!“ Den Menschen diese Geschichte wiederzugeben, die ihnen im schnellebigen Verlust fast jeder Trauerzeiten oft auf einige schematische Worte mancher Todesanzeigen reduziert wird, das ist ein kostbares Ziel für jeden Begleiter. So ist es auch nicht verwunderlich, daß der Blick auf allgemeine Sterbe- und Trauerphasen², vor zwanzig Jahren noch das A und O der Trauerforschung, zugunsten der Rücksicht auf die persönliche Biographie wieder eher in den Hintergrund getreten ist: „Wo ein Mensch trauert, ist seine ganze Lebensgeschichte mit einbezogen, spielen die seit Kindertagen erlebten Abschiede eine ebenso große Rolle wie der Umgang mit diesen ersten Wunden.“³ Umso wichtiger bleiben die Basiskompetenzen des therapeutischen Gesprächs, nämlich Echtheit, Einfühlung und Wertschätzung. Sie helfen zu vertrauensvoller Offenheit über das, was sonst kaum zur Sprache kommen darf.

Diese Grundhaltungen gehen von der Kompetenz der Trauernden aus. Wenn ihnen nur Zeit für jeden Schritt gegönnt ist, wenn alles zu seiner Zeit möglich ist und sein darf, bleibt dann im Gespräch aber

noch ein Platz für ein verkündigendes Zeugnis? Ist ein Gesprächspartner, der ganz Ohr ist, nicht schon Zeugnis genug? Gewiß kann Verkündigung hier nicht so geschehen, wie es mancherorts evangelikal-missionarische Einrichtungen machen, die sich auf die Beerdigung aus der Kirche Ausgetretener „spezialisieren“, um hier so recht das Evangelium auf den Kopf zusagen zu können. Aber auch nicht subtiler: Etwa die Beerdigung als Chance, die man sich nicht entgehen lassen sollte. So als wäre Trauer ein Mittel zum Zweck, Leute an ihren schwachen Stellen aufs Kreuz zu legen. Und auch kein Trost zur Unzeit, etwa nach dem Wort: „Wer glaubt, trauert nicht“ oder: „Es wird schon für etwas gut gewesen sein.“ Schließlich vor allem keine beschwichtigenden Allgemeinplätze, daß einst alles so sein wird, wie es war. In seiner Auseinandersetzung mit der Endgültigkeit des Todes wehrt sich C. S. Lewis deshalb heftig gegen den

„Unfug über die Wiedervereinigung von Familien ‚am jenseitigen Ufer‘, ausgemalt in irdisch bunten Farben. Aber all das stammt nicht aus der Schrift, sondern aus schlechten Kirchenliedern und frommen Oldrucken. In der Bibel steht kein Wort davon. Und es klingt falsch. Wir wissen, daß es so nicht sein kann. Die irdische Wirklichkeit wiederholt sich nie. Nie wird uns genau das Gleiche genommen und zurückerstattet. Dieses ‚Auch im Himmel gibt es Zigarren‘ hätten wir alle so gern. Die glückliche Vergangenheit wäre wiederhergestellt.“⁴

Und dennoch, Paulus ermutigt, *„nicht zu trauern wie die anderen, die keine Hoffnung haben“* (1 Thess 4, 13). Gibt es eine christliche Art zu trauern? Und dementsprechend auch eine christliche Art zu trösten? Ist es mit dem therapeutischen Modell identisch, wie manche Trauerbücher und Arbeitshilfen nahezulegen scheinen⁵? Darf der Glaube überhaupt angesprochen werden, womöglich sogar ohne daß Betroffene von sich aus die Rede darauf bringen? Glaube ersetzt ja nicht die Behutsamkeit, und so wird er sich vor allem bei frischem Schmerz häufig auf Dabeisein, Aushalten und Mit-Klagen beschränken oder sich in den wohlthuend ritu-

ellen Gesten und Worten der Totenliturgie ausdrücken.

Doch zur Echtheit gehört auch die Echtheit der Situation. Und zumindest als Seelsorger bin ich nicht genau wie ein Therapeut angefragt, sondern immer auch wenigstens ahnungsweise als jemand, der für den guten Namen Gottes einsteht: Kann ich zum Gott des Lebens bauen? Auch ist mein Tun in den Kontext kirchlicher Sorge um die Toten eingebettet, von dem ich mein Gesprächsangebot nicht trennen kann. Der amerikanische Pastoralpsychologe David J. Atkinson hat deshalb mit drei R-Worten drei Rollen der Seelsorger bei Trauernden herausgearbeitet.⁶ Danach sind Seelsorger:

- *repräsentativ (representative)* für den Glauben der christlichen Gemeinschaft und für Zugehörigkeit zu ihr. Sie geben Betroffenen den Raum, ernst (d. h. auch mit Wut) zu reden und religiöse Fragen anzusprechen;

- *versöhnend (reconciling)* als Boten des Heils Gottes, wenn auch bisweilen einfach durch stilles Teilen und Aushalten des Schmerzes, des Unversöhnten oder von Schuldgefühlen;

- *rituelle (ritual)* Begleiter der Trauer durch Kranken- und Sterbesakramente, Begräbnis und Totenriten, Gedächtnismessen u. v. a.: Sie helfen darin, den Verlust anzuerkennen, den Wandel zu verstehen und Schmerz und Hoffnung vor Gott zu bringen.

Speziell für das Trauergespräch könnte man deshalb mit Thomas Meurer von der seelsorglichen Aufgabe sprechen, Trauernde neu in der Hoffnung aus Christus zu verorten und zu verworten.⁷ Mehr als anderswo ist darin aber auch der eigene Glaube angefragt, und zur rechten Zeit soll ich ein Zeugnis darüber nicht verweigern. Das ist noch recht einfach möglich, wenn mein Gegenüber fest im Glauben verwurzelt ist. Oft kann ich mehr von ihm erhalten, als ich selber gebe. Doch auch bei älteren Menschen ist Glauben längst nicht mehr selbstverständlich (war es das je, oder wagten die Leute nur nicht, vor dem Pfarrer ihre Zweifel auszusprechen?). Und der eigene Glaube? Die Fragen, die sich aufdrängen, sind ja so

verflucht eng, daß man am Ende nur noch ehrlich mit einfachen Hauptsätzen antworten kann: „Hat der Herrgott das nun so gewollt oder nicht?“ „Wo ist denn nun unsere Tochter?“ „Warum gerade er?“ Und als ob es mit dem Teufel zugehe, fällt dieses einfache Reden dann so schrecklich schwer, daß man doch lieber gleich nur beim Zuhören bleibt. Kaum so sehr wie an dieser Stelle ist die Brücke zwischen Theologensprache und Alltagswelt einsturzgefährdet. So hat sich David Lodge in einer bissigen Karikatur über den „eschatologischen Trümmerhaufen“ der Theologen anlässlich einer Vorlesung über die letzten Dinge mokiert:

„Doch das ist nur metaphysisches Geschwätz, in dem lediglich zum Ausdruck kommt, daß man ein unaufdringlich-abstraktes einem primitiv-anthropomorphischem Jenseits vorzieht, das allerdings dann kein Jenseits mehr ist, dem der Mensch freudig entgegensieht oder für das er gar bereit wäre, den Märtyrertod zu erleiden.“⁸

In der Tat kann das Todestabu theologisch auch mit vielen Worten eingehalten werden, so als ob man durch siebenmaliges Reinwaschen jede Rede vom ewigen Leben zu bloßer Diesseitsseligkeit verbleichen lassen könnte. Welche Tiefe, welche Abgründe lasse ich als Seelsorger in meinem Denken, mehr noch in meinem Fühlen überhaupt zu? Darf Glaube zum Sprung ansetzen, oder werden ihm artig die Flügel gestutzt? Dies gilt umso mehr in Situationen, da der Glaube angesichts des Todes naher Angehöriger manches Mal nicht nur erschüttert, nicht nur in eine existentielle Vertiefung hineingerufen ist, sondern es sich zeigt, daß Glaube das Leben nicht mehr trägt. Zudem lassen Umfragen aufschrecken, nach denen nur noch 31 % der Deutschen an die Auferstehung der Toten und an den Himmel glauben.⁹

Zwischen Anteilnahme und Heilszusage, so wäre also der Weg christlichen Tröstens zu gehen. Mitleid und Glauben, auf diesen beiden Pfeilern kann eine Brücke zum Gott des Lebens gebaut werden: eine therapeutische Hilfe also, aus dem gemeinsamen Leben mit dem Verstorbenen eine Geschichte

zu machen, die durch den Tod nicht einfach abgebrochen ist, und gleichzeitig eine glaubende Hilfe, daß Christus sich am Abend dieser Geschichte zu erkennen gibt.¹⁰ Beides schließt einander bei christlichen Seelsorgern und Trauerbegleitern nicht aus, sondern ein. Der Vorrang der Trauernden – an jedem Punkt des Gesprächs ist es *ihre* Zeit, sie dürfen sie füllen oder leeren, durchschweigen, blockieren, zurückfallen, verträumen oder was ihnen auch in den Sinn kommen mag (die therapeutische Seite) –, und der Vorrang des Glaubens – in alldem arbeitet Christus bereits, und vielleicht ist er hier oder da schon mit Händen zu greifen –, machen die Eigenart jeder christlichen Zuwendung zu Trauernden aus. Diese beiden Pfeiler sollen zunächst christlich verstanden werden. Abschließend möchte ich einen möglichen Weg des Glaubenszeugnisses vorschlagen, das Assoziieren von christlichen Zeichen, Bildern, Worten und Erzählungen, die die Trauer strukturieren und für die christliche Botschaft öffnen helfen.

Vorrang der Trauernden und Vorrang Christi

Der Verlust bedeutungsvoller Personen, so zeigt die Selbstpsychologie, wiederholt eine Erfahrung des ersten Lebensjahres, die Auflösung der nachgeburtlichen Symbiose von Kind und Mutter. Wo in den ersten Lebensmonaten zwischen beiden etwas Fließendes, Ununterscheidbares war, tritt nun eine Grenze: hier ich und dort du. Das Kind muß lernen, zwischen Selbst und Nicht-Selbst zu unterscheiden. Erst wo dieser Übergang gelingt, kann echte Beziehung zwischen Personen wachsen. Bis es dazu kommt, ist eine Zeit zu bestehen, in der das Kind sich stärker auf sich selbst zurückzieht, um im Haltlosen zu etwas Festem zu kommen.

Wer durch den Tod einen vertrauten Menschen verliert, gerät ebenso an eine Grenze. Oft zeigen etwa die Träume einen Graben, einen Abgrund, Hände, die auseinandergehen, ein Rufen aus der Ferne, ein

Hüben und ein Drüben, die nicht zueinander kommen können. Trauernde haben nun viel mit sich selbst zu tun. Solche Trauerzeiten werden ihnen oft nicht zugestanden, etwa wenn jemand voll im Beruf seinen Mann stehen muß, wenn Angehörige von einer Mutter bislang stets selbst-loses Zurückstehen gewöhnt waren oder auch nach einer Fehlgeburt, über die man am liebsten gar nicht erst spricht. Doch wo „das Suhlen in Tränen“ (C. S. Lewis) nicht sein darf, kommt es nicht selten durch die Hintertür eines chronischen Leidens herein. Denn das selbstverständliche Miteinander ist nicht mehr, der Platz bleibt leer, es herrscht Unordnung, und nur durch Schock, Verleugnung und Verzweiflung kann einmal die nüchterne Einsicht wachsen: „Nun muß ich alleine mit allem zurechtkommen.“ Das muß die Beziehung nicht allmählich schwinden lassen, aber am Ende kann der andere einen festen Platz im Inneren haben. Genau darin könnte ein Ziel des Trauerweges bestehen, nämlich ein liebenswertes Gedächtnis des Verstorbenen aufzubauen.¹¹

Intuitiv gehen Trauernde darin ihren Weg der Lösung von der Symbiose mit der Mutter noch einmal. Und der Aufbau eines inneren Bildes an ihrer Stelle entspricht dem, was Kinder spontan tun: Sie bauen sich sogenannte Selbstobjekte auf, d.h. Gegenstände wie einen Teddy oder den Daumen, in denen sie ein Bild der vertrauten Einheit mit der Mutter immer nahe bei sich haben. Wie ein Kind mit einem solchen Gegenstand ruhig einschlafen kann, kann eine innere Welt des Miteinanders das Sein-Lassen eines Entschlafenen erleichtern.

Therapeutisch kann das Trauergespräch dazu helfen, Erinnerung und Bilder miteinander zu verbinden. Ist der Verlust nicht mehr frisch und drängt sich mehr die Einsicht in seine Endgültigkeit auf, könnten nach F.T. Melges drei Schritte in einem Trauergespräch wichtig sein:

- Schlüsselszenen des gemeinsamen Lebens und des Abschieds noch einmal zu durchleben und sie sich innerlich vorzustellen;

- diese Szenen als ganze anzuschauen, z.B. indem man in der Gegenwartsform damit umgeht und ein Gespräch mit dem Verstorbenen beginnt oder aufkommende Gefühle ausdrückt;

- das Anschauen nachträglich zu beobachten (behutsam, begleitet und nur soweit, wie sich ein Trauernder dazu bereits in der Lage sieht!), etwa den Augenblick des Einsenkens des Sarges in die Erde oder des Weggehens vom Grab. Vielleicht kann dann auch die Frage stehen: „Was möchte ich aus der Person des anderen in mir selbst entwickeln?“

Durch solche Hilfen kann es gelingen, dem inneren Bild des Verstorbenen, gemalt aus vielen Geschichten, einen festen Platz im Inneren zu geben. Dies drückt sich auch in einem swanetischen Totenbrauch aus. Danach müssen drei weiß gekleidete Frauen vom Sterbeort zurück bis zum Geburtsort einen Faden von einer großen Spule abrollen. Erst wenn die Lebensbahn bis an den Ursprungsort gelangt ist, so heißt es in diesem georgischen Bergbrauch, erhält die Seele des Verstorbenen Ruhe.

Assoziieren können

Der Aufbau liebenswerter Bilder, diese therapeutische Notwendigkeit bildet zugleich eine Grundlage, die nach christlicher Füllung ruft. Denn vor allem zwei Feinde sind es, die diese Bilder übermalen können: Schuld oder der Tod selbst. Schuld kann die eigene Beziehung betreffen: Womöglich nie gegenüber dritten Geäußertes bohrt weiter, denn der Verstorbene kann nun von sich aus ein versöhnendes Wort nicht mehr sprechen. Das „endgültig“ des Todes kann hier erst richtig bitter werden. Schuld kann aber auch etwa Angehörigen oder Ärzten unterstellt werden: „Wenn sie ihn damals rechtzeitig untersucht hätten...“, „Du hast ihm das Herz gebrochen...“ Schuld und Tod sind die beiden Mächte mit dem großen Maul, wie sie die mittelalterliche Kunst oft drastisch geschildert hat. Wie ein schwarzes Loch verschlucken sie jeden, der in ihre Nähe

kommt. Das Maul ist nicht zu stopfen, so scheint dann die natürliche Reaktion zu sein, man kann ihm nur möglichst fern bleiben – und so Trauernde in ihren letzten Fragen allein lassen. Gerät die Erinnerung etwa an einen solchen Punkt, kommt sie nicht über ihn hinweg. Stereotyp wird dieselbe Geschichte oder Phantasie nur immer neu wiederholt.

Schuld und Tod, ein weiteres treffendes Bild, sind eisige Mächte.¹² Sie lassen jeden Fluß einer Geschichte von Hier nach Dort gefrieren. Nichts geht mehr. Unwillkürlich gerät man vor der Wirklichkeit von Schuld und Tod also in die Sprache der Bilder und Geschichten. Das ist kein Zufall. Denn Trauer braucht als Selbstobjekte Bilder zur Bearbeitung, sie sucht Geschichten, um Geschehen auslösen zu können. Nur so nimmt der Wüst, die Wüste, der Ort fern vom Leben, das Tohuwabohu, Gestalt an. Und fast ebenso fließend gerät man hier auch in die Sprache der Bibel, reden ihre Worte doch wieder und wieder von dem einen, wie Sünde und Tod besiegt sind. Und wie sind sie besiegt? Sicher nicht einfach, indem sie hinter sich gelassen sind, wie etwas Ewig-Gestriges, das mich heute nichts mehr angeht. Wohl aber, indem immer wieder das ganze Drama in Szene gesetzt wird. Das Stück wird jetzt gegeben, es bietet jedem seine *katharsis* an, der sich seine Bilder und Geschichten zu eigen macht.

Die Bibel und die Äußerungen der christlichen Kultur sind voll von solchen Bildern und Geschichten, die den Sieg über Sünde und Verderben in Szene setzen. Sie machen das Heil anschaulich, sie reißen mit und reißen dadurch auch auf, was verhärtet ist. Tatsächlich ist es ein entscheidender Schritt der Trauerarbeit, andere in die Trauer einzulassen und das Erstarrte in Sprache wieder zu verflüssigen. Dazu können Bilder und Geschichten Brücken bilden. Da schottet sich etwa eine Mutter nach dem Tod ihres Sohnes völlig von der Außenwelt ab, baut sich eine Phantasieburg mit ihrem Sohn, in die der Tod keinen Einlaß findet – aber auch keiner der Lebenden mehr. Ohne nun eine fachliche Behandlung einer möglichen de-

pressiven Erkrankung ersetzen zu wollen, könnte hier etwa die Erinnerung an Hagar, der mit ihrem Sohn in die Wüste, den Unort Verstoßenen, allmählich eine Wandlung andeuten: Sie hat Hartes durchgemacht, ist geflohen, aber da ist auch eine Quelle, ein Engel und die Ankündigung der Geburt des Sohnes, lebensvoll und frei wie ein Wildesel und nicht mehr wie im Mutterschoß vor der bösen Welt verborgen (Gen 16, 1-16).

So könnte es gerade um des therapeutischen Ansatzes willen äußerst hilfreich sein, Trauernden in ihrer Situation und in ihren Erinnerungen mit einzelnen dieser Bilder und Geschichten Assoziationen herstellen zu lassen. Das Angebot zur Assoziation meint nicht, fertige Antworten mithilfe eines Symbols zu transportieren. Ein Gesprächspartner versucht vielmehr wahrzunehmen, wo Trauernde stehen, was sie bewegt und was sie umkreisen. Die Einfühlung löst bei ihm oder ihr eigene Vorstellungen aus, die nun ohne vereindeutigenden Kommentar vorgetragen werden. Vielleicht finden sie Gehör, vielleicht entwickeln sie eine eigene Lebendigkeit und gehen in die Trauersituation mit ein. Je weiter ein Begleiter dabei in die innere Welt Trauernder eingelassen wird (oft eher durch Gesten und Blicke als durch Worte) und je tiefer er sich gleichzeitig in die Welt des Heils etwa in einer täglichen Schriftmeditation eingelassen hat, umso eher werden ihr oder ihm Vorstellungen wie von selbst kommen, die ein Verstandensein auslösen können. Solche Vorstellungen können etwa sein:

– *Worte* aus den Psalmen wie „Hilf mir, das Wasser steht mir bis zum Hals“ oder „Gott, sei mir ein schützender Fels“, Jesuworte wie „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ oder „Da weinte Jesus“.

– *Bilder* aus der Natur mit ihrer Dramatik (Wasser, das Leben spendet und bedroht; das Werden und Vergehen in den Jahrzeiten) oder in Namen Jesu wie „Wasser des Lebens“, „Licht der Welt“, vielleicht auch liebgewordene Bilder in der Wohnung, im Krankenhaus, wo es bei täglichen Besuchen Kraft gegeben hat, in der Kirche, wo der Gottesdienst gefeiert wird oder wurde, oder

aus der Kunst; natürlich auch die Gleichnisse Jesu (etwa im verschwindenden Senfkorn inmitten erdrückender Erdschollen); später spielt oft ein Foto des Verstorbenen eine große Rolle und erhält einen Ehrenplatz (ein Segen dieses Fotos kann zugleich ein Ja Gottes zu den inneren Bildern ausdrücken).

- Ganze *Geschichten* sind oft schon schwieriger und verführen zu kleinen Predigten. Umso mehr können sie aber auch einen Gang über mehrere Stufen begleiten, etwa wenn man sie leitmotivisch beim Gespräch, bei der Traueranzeige und beim Gottesdienst anklingen läßt. Auch bieten sie die Chance, Schattenseiten weder schönzureden noch auf sie fixiert zu bleiben, etwa in den verschiedenen biblischen Erzählungen von den ungleichen Brüdern, in den Erfahrungen des Volkes Israels von Bedrohung und Rettung

- Neutestamentliche *Wundergeschichten* sind dagegen vor allem bei frischer Trauer wohl nur vorsichtig anzutönen, da sie zu leicht dem Wunsch, das Leid ungeschehen zu machen, entgegenzukommen scheinen. Dagegen können auch Episoden aus Heiligengeschichten des Namenspatrons wie aus dem Herzen gesprochen sein.

- Ein Anknüpfungspunkt zu Assoziationen kann die Gestaltung der *Trauerliturgie* oder eines Gedächtnisamtes sein. Dabei mag allerdings in den ersten Tagen nach dem Tod eines Angehörigen der Hinweis auf die Aussage eines Paulus- oder Johannedes schon viel zu komplex sein. Elementarer ist es, etwa auf die Osterkerze beim Sterbeamt und auf die Kerze am Totenbett oder in der Leichenhalle aufmerksam zu machen, auf den besonderen Platz der Angehörigen in der Kirche und am Grab, nahe am Verstorbenen und so auch herausgehoben, aber auch im Rücken gestärkt von den anderen, auf den Weg zwischen Leichenhalle und Grab (für den einen ein letzter Weg, für den anderen ein schwerer Weg) und auf Bilder in Liedern wie das vom Haus und vom Gast in „Wir sind nur Gast auf Erden“.

Pastoralpsychologisch gebraucht ein Seelsorger hier ein Symbol aus der Vielfalt christlichen Gutes an der Stelle, wo die klas-

sische Tiefenpsychologie nur den Deutemythos des Ödipus kennt.¹³ Das ist etwas anderes, als Trauernden ein Wort oder eine Wahrheit des Glaubens noch gerade eben zu sagen, weil man sich das als Seelsorger doch schuldig ist, vielleicht erst in dem Moment, wenn man am Ende des Gesprächs schon zum Weggehen aufgestanden ist. Es nimmt vielmehr das Bild von der Brücke zum Gott des Lebens ernst, über die jeder einzelne selber schreiten muß, mit dem Schritt, der jedem gegeben ist.

Ein letztes: Seelsorgliche Gesprächssituationen sind zumindest in Pfarrgemeinden oft unscharfe Situationen. Bei einem Vereinsfest erzählt jemand seine Geschichte, beim Abholen der Pfarrbriefe spricht ein bleiches Gesicht Bände, bei einer Katechetenrunde bricht eine alte Wunde plötzlich wieder auf. Das Sprechen ergibt sich häufig eher, als daß es gesucht würde. Auch werden nicht alle gleich schmerzhaft vom Tod eines Menschen betroffen sein: Bekannte, Arbeitskollegen, entfernte Verwandte, mit denen man ins Gespräch kommt, vielleicht weniger als die nächsten Angehörigen. Dieser Mangel an klaren Umrissen eines Gesprächsziels, von bestimmten Rollen und von zeitlichen Übereinkünften wird jedoch durch die Nähe zur Lebenswelt der Trauernden aufgewogen. Selbst wenn es in der Anzeige heißt „Von Beileidsbezeugungen bitten wir abzusehen“, ist ein Besuch von Seelsorgern wohl selten unerwünscht. Weil sie Teil dieser Lebenswelt sind, schließt ein Trauergespräch in der Gemeinde immer auch mehr als Gesprächsseelsorge ein. Sie ist eingebettet in eine ehrliche, zeugnishaftige Feier der Liturgie, aber auch in den bewußten Aufbau einer Trauerkultur, in der „Leben in der Einheit von Leben und Tod“ (Ferdinand Ulrich) möglich wird. Kultur ist dabei das Gerinnen, Anschaulich-Werden von Sinn in Bildern, Handlungen und Geschichten als Zeichen, an die das Gespräch im besagten Sinn anknüpfen kann. Gerade in der augenscheinlich traditionsfernsten städtischen Kultur greifen wenigstens einzelne Angehörige traditionelle Elemente bewußt wieder auf, etwa das Waschen des Leichnams, die Toten-

wache oder die Grabpflege. Erstaunlicherweise kann der Aufbau einer Trauerkultur in der Gemeinde äußerst lebendige Prozesse wachrufen, etwa in der Auseinandersetzung mit der Form der Aufbahrung, des Totengebotes und der Totenwache – vielleicht gibt es Mutige, die dem Verstorbenen auch gegen das inzwischen üblich Gewordene noch eine Zeit im Haus lassen? –, des Besuchs und der Hilfe von Nachbarn im Umkreis der Beerdigung, des Tragens von Sarg und Kreuz u. v. a. Viele Beerdigungsinstitute sind durchaus aufgeschlossen und sehen sich keineswegs als Konkurrenten, etwa in der Entwicklung von Modellen zur Gestaltung der Todesanzeige. Wenn hier eine bildhafte, den „Bruder Tod“ in Christus annehmende Kultur wächst, können im Gespräch auch leichter heilsame Bilder wachgerufen werden.

Anmerkungen:

- ¹ Clive Staples Lewis: Über die Trauer. Mit einem Vorwort von Verena Kast, Einsiedeln 1989, 71 f.
- ² Beide sind jedoch nicht identisch, haben ja auch ein sehr verschiedenes Ziel. Zu den Trauerphasen vgl. Yorick Spiegel, Der Prozeß des Trauerns. Analyse und Beratung, München 1973, 62–83 (Schock, kontrollierte, regressive und adaptive Phase); Verena Kast: Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses, Stuttgart-Berlin 1982 (Nicht-Wahrhaben-Wollen und -Können, aufbrechende Emotionen, Suchen und Sich-Trennen, Neuer Selbst- und Weltbezug).
- ³ Vgl. Thomas Meurer: Trauernde trösten – aber wie? Dem Andenken an Willi Neu (1903–1975), in: Geist und Leben 67 (1994) 373–379, hier 377.
- ⁴ Lewis: Trauer 42f.
- ⁵ Vgl. den Literaturüberblick im breit angelegten Werk von Hansjakob Becker/Bernhard Einig/Peter-Otto Ullrich (Hg.): Im Angesicht des Todes. Ein interdisziplinäres Kompendium. 2 Bde., St. Ottilien 1987, bei Josef Müller (Hg.): Von Hoffnung getragen. Begleitung von Sterbenden und Trauernden, Würzburg 1996, 121–125, oder bei Kast: Trauern.
- ⁶ Nach: David J. Atkinson: Art. „Bereavement“, in: New Dictionary of Christian Ethics and Pastoral Theology, Downers Grove-Leicester 1995, 190–192, hier 191.

- ⁷ Meurer: Trauernde trösten 374, wo er auch davon spricht, „sich auf die Suche nach der verlorenen Sprache zu begeben.“
- ⁸ David Lodge: Neueste Paradies Nachrichten, München 1995, 319 f.
- ⁹ Vgl. Michael N. Ebertz: Was die Deutschen heute glauben. Christentum, Kirche und religiöse Sozialisation aus soziologischer Sicht, in: Christ in der Gegenwart Artikeldienst (Sondernummer aus den Heften 25 und 26/96), 4, sowie jetzt ders., Kirche im Gegenwind. Zum Umbruch der religiösen Landschaft, Freiburg 1998.
- ¹⁰ Ähnlich versteht Dieter Emeis: Abschied und neue Nähe. Beerdigung und Eucharistie, in: Klemens Richter (Hg.): Der Umgang mit den Toten. Tod und Bestattung in der christlichen Gemeinde (= QD 123), Freiburg 1990, 106–117, hier 107, Trauerbegleitung als Lernhilfe, „in ihrer Situation ihre Geschichte des Glaubens an den einen Gott ihres und allen Lebens fortzuschreiben.“
- ¹¹ Coval B. Mac Donald: Loss and Bereavement, in: Robert J. Wicks u. a. (Hg.): Clinical Handbook of Pastoral Counseling. I. Expanded Version, Mahwah 1993, 539–558, spricht vom Aufbau eines ‚cherishable memory‘ und einer ‚new imagery‘ als Gesprächsziel.
- ¹² In Franz Schuberts „Winterreise“ nach Wilhelm Müller hat sich diese Erstarrung ein Hörbild geschaffen, da der Enttäuschte in „Auf dem Flusse“ den Namen der verlorenen Geliebten und den Tag des ersten Grußes und des Abschieds in das Eis eines zugefrorenen Flusses ritzt.
- ¹³ Vgl. Joachim Scharfenberg: Einführung in die Pastoralpsychologie (= UTB 1382), Göttingen ²1990, der phantasievoll christliche Bild-Möglichkeiten erkundet, z. B. das Kirchenjahr oder die Dramatik des Gottesdienstes, die auf eine Lebensgeschichte bezogen werden können.